

Gerald Hüther, Prof. für Neurobiologie.

Der Übergang vom Ich zum Wir

Vielleicht dauert es tatsächlich gar nicht mehr so lange, bis sich kaum noch jemand daran erinnern kann, dass es einmal eine Zeit gab, in der die Menschen, wenn sie „wir“ sagten, nicht alle Menschen meinten, die unseren Planeten bevölkern. Sind wir nicht längst schon mittendrin in diesem Prozess der Auflösung historisch gewachsener Grenzen zwischen menschlichen Gemeinschaften? Dann freilich würden wir gegenwärtig den wohl bedeutsamsten Bewusstwerdungsprozess erleben, den Menschen je durchlaufen haben. Es ist zwar schon seit Jahrhunderten an verschiedenen Stellen und auf verschiedenen Ebenen in Gang. Aber noch nie zuvor in einem solch globalen Ausmaß und mit einer solchen Beschleunigung. Diesmal hat auch niemand diesen Prozess des Zusammenwachsens, der Ausbildung dieses neuen Wir-Gefühls und dieses neuen Wir-Bewusstseins gemacht, angeordnet oder organisiert. Er läuft von ganz allein so ab. Man kann ihn wohl an manchen Stellen etwas beschleunigen oder verlangsamen. Aber aufzuhalten ist er nicht. Was hier passiert und was wir hier erleben, ist ein besonders anschauliches Beispiel für einen Selbstorganisationsprozess. Und der findet in unseren Köpfen statt. Weil wir neue Erfahrungen miteinander machen und weil diese neuen lebendigen Beziehungserfahrungen als neuronale und synaptische Beziehungsmuster in unseren Gehirnen verankert werden, bekommen wir auch anders entsprechend Gehirne. Damit können wir das „Wir“ nicht nur anders denken, sondern auch anders fühlen.

Noch für unsere Urgroßeltern war es unvorstellbar, dass die Beziehungen allein nur zwischen den Völkern Europas sich irgendwann einmal so entwickeln würden, wie das inzwischen geschehen ist. Und noch weniger hätten sie sich vorstellen können, dass sich die Gehirne von Menschen dadurch verändern, dass sie anfangen, einander kennenzulernen, sich auszutauschen, voneinander zu lernen und miteinander Probleme zu lösen. Wenn sie damals „Wir“ sagten, dann meinten sie

zwar das Gleiche wie wir heute, nämlich dass man sich selbst als Teil einer Gemeinschaft versteht, zu der man sich bekennt, zu der man gern dazugehört, in der man einander so gut wie möglich hilft, Probleme zu lösen und Bedrohungen abzuwenden. Aber damals, zu unserer Urgroßeltern Zeiten, war der Kreis derjenigen, die sie meinten, wenn sie „Wir“ sagten, eben doch noch sehr beschränkt. Hinter der Landesgrenze war für die meisten Schluss mit dem Wir-Bewusstsein. Bei manchen auch schon im Nachbardorf. Und bei einigen bereits hinter dem eigenen Gartenzaun. Dort lebten dann bereits die anderen. Und die gingen einem auf die Nerven, die betrachtete man als Konkurrenten, als Störenfriede und manchmal sogar als mit allen Mitteln zu bekämpfende Feinde.

Not verbindet nicht, Not schweißt nur zusammen

Was die Menschen damals, und wohl schon seit Urzeiten dazu gebracht hatte, sich in Gemeinschaften zusammenzuschließen und zusammen zu bleiben, wurden primär Not und das Elend, manchmal in Form von Hunger, oder die Kälte, oder Gefahren und Naturgewalten. Solche Notgemeinschaften halten bis heute extrem gut zusammen und ihre Mitglieder entwickeln ein sehr starkes Wir-Gefühl. Sie leisten bisweilen Übermenschliches, in Kriegs- und Wiederaufbauzeiten beispielsweise, oder nach Naturkatastrophen. Hier geht es oftmals um das nackte Überleben. Deshalb stellen die Einzelnen, solange die gemeinsame Bedrohung anhält, ihre eigenen Interessen zurück. Neurobiologisch handelt es sich bei dieser Bereitschaft, sich in Notfällen mit anderen zusammenzuschließen, um eine Bewältigungsstrategie zur Überwindung des Gefühls von Ohnmacht, Hilflosigkeit und Überlebensangst. Der Zusammenschluss ist eine Reaktion, nichts Freiwilliges. Ohne Not hätten die betreffenden Menschen dieses Wir-Gefühl nicht entwickelt und wenn die Not, die gemeinsame Gefahr, das gegenwärtig herrschende Elend einigermaßen überwunden ist, zerfällt eine solche Gemeinschaft meist rascher als man das angesichts der Stärke des Zusammenhalts im Zustand der vorher noch herrschenden Not für möglich gehalten hätte. Was eben noch wie ein „Wir-Gefühl“ aussah, erweist sich jetzt als äußerst schnell vergänglich. Das Wir-Bewusstsein der Mitglieder solcher Not- und Zwangsgemeinschaften ist in ihrem Gehirn nur in der engen Kopplung mit

der erlebten Not verankert. Wenn die Not vorbei ist, lässt es sich nur noch durch die Erinnerung an die gemeinsam überstandene Not vorübergehend wieder wachrufen. An Gedenktagen beispielsweise.

Noch schwerer für uns Menschen auszuhalten als Not und Elend ist die Angst. Und Angst kann sich in einer menschlichen Gemeinschaft auch dann ausbreiten, wenn dort weder Not noch Elend, ja noch nicht einmal irgendeine existenzielle Bedrohung herrscht. Angst vor Inflation beispielsweise, oder vor der Schweinepest oder vor Terroristen. Not und Elend sind klar beschreibbare, objektiv vorhandene, sichtbare und messbare Probleme, in die eine Gemeinschaft hineingeraten, von denen sie beherrscht werden kann. Aber Angst ist immer subjektiv, ist immer das Resultat einer subjektiven Bewertung. Und wie ein einzelner Mensch eine bestimmte Situation bewertet, hängt davon ab, welche Erfahrungen er im Verlauf seines bisherigen Lebens mit diesen und ähnlichen Situationen gemacht hat. Deshalb haben manche Menschen keine Angst vor dem Gewimmel einer Großstadt oder dem Flug mit einem Flugzeug oder der Fahrt auf einer Achterbahn, oder dem Streit mit einem Vorgesetzten oder dem Versagen in einer Prüfung. Andere verfallen bereits in panische Angst, wenn wieder einmal gemeldet wird, dass eine neue Grippewelle im Anzug ist. Außerdem gibt es vieles, wovor Menschen Angst haben, oft ohne sich das selbst offen einzugestehen. Zum Beispiel davor, nicht von anderen gemocht, nicht von ihnen anerkannt zu sein oder aus einer Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden. Vor allem in der Pubertät sind Jugendliche deshalb bereit, so ziemlich alles zu tun, nur damit sie zu einer Gruppe dazugehören können.

Wenn sich Menschen aus Angst zusammenschließen, so machen sie meist auch die sehr angenehme Erfahrung, dass sie dann weniger Angst haben und dass sie gemeinsam in der Lage sind, Probleme zu lösen, an denen jeder Einzelne von ihnen bisher gescheitert ist. So eine gemeinsame Erfahrung stärkt Menschen ungemein und erzeugt auch ein Wir-Bewusstsein, das selbst dann noch weiter stabil und abrufbar bleibt, wenn die Gefahr vorbei und die Angst überwunden ist.

Aber Achtung! Wenn diese gemeinsame Problemlösung in erster Linie darin besteht, dass man in einer kollektiven Anstrengung andere niedermacht, unterwirft und unterdrückt, so beraubt man sich dadurch der Möglichkeit, von diesen anderen etwas

lernen zu können. Dann wächst man nicht über sich hinaus, sondern an diesen anderen vorbei. Und das auch nur so lange, bis sich diese anderen wieder aufgerappelt und neue Techniken entwickelt und stärkere Verbündete gesucht haben. Unsere Geschichtsbücher sind ein einziges leidvolles Zeugnis solcher kurzfristig erfolgreichen Feldzüge. Dort können wir auch nachlesen, wie Machthaber immer wieder versucht haben, Angst unter den Menschen ihres Einflussbereiches zu schüren, um ihnen anschließend genau das als Lösung zur Überwindung dieser Angst anzubieten, was ihren jeweiligen Interessen und ihrer Machterhaltung diene. Je verunsicherter Menschen bereits sind, desto besser gelingt diese Strategie. Man kann Menschen auf diese Weise nicht nur dazu bringen, kollektiv über diejenigen herzufallen, die von solchen Machthabern, ihren Wortführern und Meinungsmachern als gefährliche Feinde dargestellt werden. Mit der gleichen Strategie kann man ganze Gemeinschaften auch dazu bringen, vermeintliche Hexen zu verbrennen oder sogenannte Ungläubige zu unterwerfen. Und wie man Ängste schüren muss, um möglichst viele Abnehmer für Produkte zu finden, die angeblich gegen alle möglichen Gebrechen, gegen Falten und andere Gefahren helfen, brauchen wir hier nicht länger auszuführen.

Weil alle auf diese Weise und mit derartigen Absichten erzeugten Ängste nicht dazu führen, dass die Menschen eine gemeinsame, sie stärkende Erfahrung machen, stärken sie auch kein Wir-Gefühl.

Und ein Wir-Bewusstsein, dass sich aus der gemeinsamen Vorstellung rekrutiert, dass man als Gemeinschaft von verängstigten Menschen am Ende machtlos bleibt und eine wirkliche Besserung nicht in Aussicht steht, ist wenig hilfreich, um über sich hinauszuwachsen. Abhilfe lässt sich dann auch nicht dadurch schaffen, dass man dann kollektiv den Zustand beklagt, in den man gemeinsam hineingeraten ist.

Erst wenn eine gemeinsame Anstrengung dazu führt, dass die Angst überwunden, die Not gemildert werden kann, haben die Mitglieder dieser Gemeinschaften eine neue, ihr Wir-Gefühl und ihr Wir-Bewusstsein stärkende Erfahrung gemacht. Ohne diese Erfahrung, gemeinsam mit anderen etwas besser als allein verstehen, etwas effektiver als allein gestalten, etwas sinnhafter als allein erfahren zu können, werden die Mitglieder einer menschlichen Gemeinschaft auch kein „Wir“-Bewusstsein entwickeln können.

Interessanterweise ist das keine wirklich neue Erfahrung, denn diese Erfahrung haben wir alle am Anfang unseres Lebens bereits gemacht. Gemeinsam mit der Mutter, später auch mit dem Vater, und schließlich auch gemeinsam mit allen anderen Menschen, bei denen wir aufwachsen, erlebt sich jedes Kind als eine Person, die individuell zwar jeden Tag ein bisschen mehr bewirken, verstehen, gestalten kann, die aber gleichzeitig in ihrem eigenen Erkenntnisschaffens- und Selbstentwicklungsprozess aufs Engste mit diesen anderen Personen verbunden ist. Ebenso wie jeder Erwachsene, lässt sich auch jedes Kind, indem es mit einem anderen, ihm wichtigen Menschen in eine lebendige Beziehung tritt, auf einen Prozess ein, in dessen Verlauf es immer mehr in und an dem Anderen erkennt und entdeckt. Und weil man sich dabei ja selbst zu diesem Anderen in Beziehung setzt, sich mit ihm vergleicht, sich in ihm spiegelt, sich in ihn hineinversetzt, kann man sich dabei auch selbst schrittweise und immer besser in diesem Gegenüber erkennen und entdecken. Je intensiver diese Beziehung zu diesem anderen Menschen ist, desto intensiver wird dieses Selbsterkennen. Allein kann das kein Mensch, als Kind nicht und auch nicht als Erwachsener. Immer bedarf es dazu dieser anderen Menschen als Gegenüber. Anfangs müssen das noch lebendige Personen sein, später reicht dafür das aus diesen Beziehungserfahrungen entstandene innere Bild, also die internalisierte Vorstellung der eigenen Beziehung zu diesen Menschen. Dann glaubt man zwar, dass man sich selbst fragt, wer man ist, aber aus sich selbst heraus kann man doch immer nur das zutage fördern, was einem andere Menschen bisher über einen selbst erfahrbar und erkennbar gemacht haben.

Dieses sich-selbst-im-Anderen-Erkennen beginnt während der frühen Kindheit. Deshalb ist das erste Wort, das man als kleines Kind auszusprechen lernt, nicht „Ich“, sondern die Bezeichnung für das Gegenüber, für das „Du“ in Form von Mama und Papa oder Oma oder Opa. Erst wenn sich ein Kind lange genug und intensiv genug mit diesen Anderen in Beziehung gesetzt, sich an ihnen orientiert, von ihnen abgegrenzt, in ihnen gespiegelt, sie beobachtet und imitiert hat, entdeckt es sich allmählich selbst als ein eigenständiges, von Mama und Papa verschiedenes Wesen. Dann sagt es seinen eigenen Namen, wenn es sich selbst im Unterschied zu den Anderen meint. Und erst dann findet es irgendwann auch das Wort „Ich“ für das, als was es sich selbst zu betrachten, als was es sich von anderen zu unterscheiden und abzugrenzen gelernt hat.

Während dieser gesamten Phase der Herausbildung eines Ich-Bewusstseins ist jedes Kind emotional aufs Engste mit all jenen Erwachsenen Personen verbunden, die es auf diesem Weg begleiten. Es hat also ein sehr starkes Wir-Gefühl, lange bevor es „Ich“ zu denken und zu sagen vermag. Anschließend vergehen noch Jahre, und oft erreichen Kinder das Alter ihrer Einschulung, bevor sie erstmals das Wort „Wir“ verwenden, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass sie sich einer bestimmten Gemeinschaft zugehörig, dass sie sich mit den Mitgliedern dieser Gemeinschaft verbunden fühlen. Die Herausbildung dieses Wir-Bewusstseins ist offenbar eine wesentliche komplexere Leistung als die vorangegangene Bewusstwerdung des „ich“. Wenn man bei Erwachsenen aufwächst, die ein nur schwach entwickeltes Wir-Bewusstsein haben, wird es einem Kind entsprechend schwer fallen, dieses Wir-Bewusstsein zu entwickeln.

Dieses frühe kindliche Wir-Bewusstsein braucht ebenso wie das Ich-Bewusstsein, damit es sich herausbilden kann, die bewusste Unterscheidung der eigenen Gemeinschaft, also von anderen Familien, von anderen Altersgruppen, von anderen Gemeinschaften. „Bei uns ist es anders als bei euch“, wird dann zum Leitsatz dieses sich entwickelnden Wir-Bewusstseins. Und je stärker die anderen, vor allem die erwachsenen Mitglieder der kleinen ersten Wir-Gemeinschaft eines Kindes sich über das sie von anderen Gemeinschaften Trennende definieren, desto intensiver wird das Wir-Bewusstsein und nun auch zunehmend das Wir-Gefühl dieses Kindes durch all das bestimmt, was die eigene Gemeinschaft von anderen Gemeinschaften, was die eigene Familie von anderen Familien, die eigene Spielgruppe von anderen Spielgruppen nicht nur einfach unterscheidet, sondern trennt.

In einer Gesellschaft mit stark differenzierten Gemeinschaften, die sich in erster Linie durch Trennungen, Ausgrenzungen und gegenseitigen Abwertungen definieren, ist die Wahrscheinlichkeit besonders hoch, dass auch die in diese unterschiedlichen, stark divergierenden Gemeinschaften hineinwachsenden Kinder und Jugendlichen ein Wir-Bewusstsein und ein Wir-Gefühl entwickeln, das sich in erster Linie durch die Abgrenzung von anderen Gruppen rekrutiert. Solchen Kindern und Jugendlichen fällt es dann später meist ebenso schwer wie ihren Eltern, über den Tellerrand ihrer jeweiligen engen Gemeinschaften hinwegzuschauen, geschweige denn, sich mit diesen anderen verbunden und zugehörig zu fühlen.

Wie stark auch die divergierenden, Kräfte sein mögen, die eine Abtrennung und gegenseitige Ausgrenzung und Abwertung unterschiedlicher Gemeinschaften hervorbringen und aufrechterhalten, die angeborene Lust der Mitglieder dieser verschiedenartigen Gemeinschaften am eigenen Entdecken und Gestalten lässt sich niemals dauerhaft unterdrücken. Man kann Menschen, vor allem junge Menschen nicht daran hindern, sich selbst in der Welt umzuschauen und sich ein eigenes Bild davon zu machen, wer diese jeweils Anderen hinter den Gartenzäunen, in den anderen Dörfern und Städten und den anderen Ländern und Kontinenten sind.

Es sind auch nicht nur die eigenen Kinder, die irgendwann alle Grenzzäune übersteigen und alle Gräben überspringen, die eine Gemeinschaft als Schutzschilder vor den Anderen aufgebaut und ausgehoben hat. Es sind auch immer wieder einzelne Erwachsene, die sich auf den Weg machen und zu Musterbrechern und Grenzüberschreitern werden. Das sind vor allem diejenigen, die dem innerhalb einer Gemeinschaft herrschenden Anpassungsdruck entkommen, z. B. weil sie sich Freiräume geschaffen haben, in denen die Angst nicht mehr regiert oder weil sie so viel eigene Kraft entwickelt haben, dass es ihnen gelingt, sich der Sogwirkung der in ihren jeweiligen Gemeinschaften aufrechterhaltenen Feind- und Selbstbilder zu entziehen.

Vor allem all jene Mitglieder dieser Gemeinschaften, die in besonderem Maß auf den Austausch mit Menschen aus anderen Gemeinschaften angewiesen sind, werden dann zu Vorreitern dieser Ausbruchs- und Öffnungsversuche. Vorneweg vielleicht die Künstler oder auch die Abenteurer und Entdecker, und nicht zuletzt - mit einer nicht aufzuhaltenden und alle Grenzen überschreitenden, Grenzen überwindenden und zersetzenden Entdeckungs- und Gestaltungslust - die Kaufleute und Händler. Heute sind das unsere global operierenden Unternehmer.

Und wenn diese beiden Kräfte zusammenfinden, also einerseits die jungen Leute mit ihrer angeborenen Entdeckerfreude und Gestaltungslust und andererseits die Entwickler, Hersteller und Vertreiber von Produkten, die für Menschen aller Herren Länder, aller Hautfarben und aller Kulturen besonders attraktiv sind, dann ist genau das nicht mehr aufzuhalten, was wir gegenwärtig erleben: die Auflösung aller bisher zum Zweck der Abgrenzung von den jeweils anderen Menschen innerhalb einer

Gemeinschaft geschaffenen Strukturen. Dazu zählen nicht nur die Grenzzäune und Zollbeamten, sondern auch die zu eng gewordenen nationalen Verwaltungs- und Verteidigungs- und Lenkungssysteme. Bedeutungslos, und damit nicht länger gestärkt, sondern dem Zerfall preisgegeben, werden dann aber auch alle Überlieferungen und Rituale, alle Erziehungs- und Bildungsstile, also alle kulturellen und sozialen Konstrukte, die bisher dazu gedient hatten, die eigene Gemeinschaft von äußeren Einflüssen abzuschirmen und sie gegenüber anderen Gemeinschaften abzugrenzen. Genau das erleben wir gegenwärtig, überall auf der Welt. Die bisher in Form von Familien, Vereinen, Parteien und Nationen entstandenen Gemeinschaften verlieren gegenwärtig in immer rasanterem Tempo das Korsett, das sie sich selbst über viele Generationen hinweg zum Schutz vor den Anderen und zur Abgrenzung gegenüber anderen Gemeinschaften mit viel Eifer selbst gebaut und angelegt hatten.

Da kommt natürlich einiges Durcheinander. Nicht nur innerhalb einer jeden, bisher mit diesem Korsett zusammengehaltenen Gemeinschaft. Auch auf der Ebene der bisherigen Beziehungen zwischen den auf diese Weise durcheinandergeratenen und zerfallenden Gemeinschaften. Familien, Vereine, Parteien und Regierungen wissen nicht mehr so recht, was sie voneinander zu halten haben und was sie voneinander erwarten können. Die alten Vorstellungen und Überzeugungen davon, was ein Staat, ein Kulturkreis, eine Familie ist und wozu all diese Gemeinschaften da sind, beginnen sich aufzulösen. Damit löst sich nun aber auch genau das auf, was die Mitglieder dieser Gemeinschaften bisher meinten, wenn sie „Wir“ sagten.

Hirntechnisch sind solche Auflösungs- und Destabilisierungsprozesse bisheriger Vorstellungen und Überzeugungen eine entscheidende Voraussetzung dafür, dass man etwas Neues denken, etwas bisher nicht Gesehenes sehen, etwas bisher nicht Verstandenes verstehen kann.

Und weil wir gegenwärtig so einen Prozess durchlaufen, ist jetzt endlich auch die Zeit gekommen, in der wir anfangen zu entdecken, wer wir eigentlich sind und wen wir meinen, wenn wir „Wir“ sagen: Nicht die alten Abgrenzungsstrukturen, die wir voreinander aufgebaut und die wir bisher für das gehalten haben, was uns ausmacht. Was wir jetzt endlich zu entdecken Gelegenheit haben und uns bewusst machen können, ist das, was uns wirklich im Inneren als Gemeinschaft zusammenhält. Was noch übrig bleibt, wenn all das weggebrochen ist, was uns bisher

zusammengeschweißt hatte, sei es in Form der von außen erzwungenen Not- und Zwangsgemeinschaften oder in Form der im Inneren herausgeformten und von einer Generation zur nächsten tradierten Abhängigkeiten von Glaubens-, und Interessengemeinschaften und der dazu erforderlichen Verwaltungsstrukturen.

Das alte „Wir“ war ein „Wir“, zu dem wir geworden waren. Das neue „Wir“ ist dabei, ein „Wir“ zu werden, dass wir selbst aktiv gestalten. Das ist der kleine, aber gewaltige Unterschied zwischen gestern und morgen. Deshalb sind wir gegenwärtig unterwegs in ein neues Zeitalter. Unsere Jugendlichen haben dabei – wie immer, wenn etwas wirklich Spannendes passiert – die Nase wieder einmal vorn.